

# **Digitales Brandenburg**

**hosted by Universitätsbibliothek Potsdam**

## **Reden an die deutsche Nation**

**Fichte, Johann Gottlieb**

**Leipzig, 1824**

Aus einer Abhandlung über Machiavell als Schriftsteller, und Stellen aus seinen Schriften.

**urn:nbn:de:kobv:517-vlib-8302**

---

Aus einer Abhandlung  
über  
Machiavell als Schriftsteller,  
und  
Stellen aus seinen Schriften.

---

I.

Aus dem Beschlusse jener Abhandlung.

Zunächst fallen uns zwei Gattungen von Menschen ein, gegen die wir uns verwahren möchten, wenn wir es könnten. Zuförderst solche, welche, so wie sie selbst mit ihren Gedanken niemals über die neueste Zeitung hinaus kommen, annehmen, daß dies auch kein anderer könne, daß demnach alles, was geredet oder geschrieben werde, eine Beziehung auf diese Zeitung habe, und derselben zum Kommentar dienen solle. Diese bitte ich zu bedenken, daß keiner sagen könne: siehe, da ist dieser gemeint, und dieser! — der nicht vorher

bei sich selbst geurtheilt habe, daß dieser, und dieser wirklich und in der That also sey, daß er hier gemeint seyn könne; daß daher keiner einen im Allgemeinen bleibenden Schriftsteller, der in der, alle Zeit umfassenden Regel, jede besondere Zeit vergißt, der Satyre beschuldigen könne, ohne erst selbst, als ursprünglicher und selbstständiger Urheber, diese Satyre gemacht zu haben, und so höchst thörichter Weise seine eignen geheimsten Gedanken zu verrathen.

Sodann giebt es solche, die vor keinem Dinge Scheu haben, wohl aber vor den Worten zu den Dingen, und vor diesen eine unmäßige. Du magst sie unter die Füße treten, und alle Welt mag zusehen; dabei ist für sie weder Schande noch Übel: wenn aber darauf ein Gespräch erhoben würde, vom Treten mit Füßen, so wäre dies ein unleidliches Argerniß, und nun erst hebe das Übel an; da doch auch überdies kein Vernünftiger und Wohlwollender ein solches Gespräch erheben wird, aus Schadenfreude, sondern lediglich, um die Mittel ausfindig zu machen, daß der Fall nicht wieder eintrete. Eben so mit den zukünftigen Übeln; sie wollen nicht gestört seyn in ihrem süßen Traume, und schließen darum fest zu ihr Auge vor der Zukunft. Da aber dadurch andre, welche die Augen offen behalten, nicht verhindert

werden, zu sehen, was herannaht, und in Versuchung kommen könnten, zu sagen, und mit Namen zu benennen, was sie sehen, so dünkt ihnen gegen diese Gefahr das sicherste Mittel dieses, daß sie den Sehenden dieses Sagen und Benennen verkümmern; als ob nun, in umgekehrter Ordnung mit der Wirklichkeit, aus dem Nichtsagen das Nichtsehen, und aus dem Nichtsehen das Nichtseyn, erfolgen würde. So schreitet der Nachtwandler einher am Rande des Abgrundes; aus Barmherzigkeit, ruft ihm nicht zu, jezt sichert ihn sein Zustand, wenn er aber erwacht, so stürzt er herab. Möchten nur auch die Träume jener die Gabe, die Vorrechte und die Sicherheit des Nachtwandels mit sich führen, damit es ein Mittel gäbe, sie zu retten, ohne ihnen zuzurufen, und sie zu erwecken. So sagt man, daß der Strauß die Augen vor dem auf ihn zukommenden Jäger verschließe, eben auch, als ob die Gefahr, die ihm nicht mehr sichtbar sey, überhaupt nicht mehr da sey. Der wäre kein Feind des Straußen, der ihm zurufte: öffne deine Augen, siehe, da kommt der Jäger, fliehe nach jener Seite hin, damit du ihm entrindest.

II.

Große Schreibe- und Preß-Freiheit in  
Machiavells Zeitalter.

Es dürfte auf Veranlassung des vorigen Abschnittes, und indem vielleicht einer oder der andere unsrer Leser sich wundert, wie dem Machiavell das so eben gemeldete habe hingehen können, der Mühe werth seyn, zu Anfange des neunzehnten Jahrhunderts, aus den Ländern, die sich der höchsten Denkfreyheit rühmen, einen Blick zu werfen auf die Schreibe- und Preß-Freyheit, die zu Anfange des sechszehnten Jahrhunderts in Italien, und in dem päpstlichen Sitze Rom, statt fand. Ich führe von tausenden nur Ein Beispiel an. Machiavells Florentinische Geschichte ist auf die Aufforderung des Papstes Clemens VII. geschrieben, und an denselben überscriben. In derselben befindet sich gleich im ersten Buche folgende Stelle: „So wie bis auf  
„diese Zeit keine Meldung geschehen ist von  
„Nepoten oder Verwandten irgend eines Papstes,  
„so wird von nun an von solchen die Geschichte  
„voll seyn, bis wir sodann auch auf die Söhne  
„kommen werden; und so ist denn den künftigen  
„Päpsten keine Steigerung mehr übrig, als daß  
„sie, so wie sie bisher diese ihre Söhne in

„Fürstenthümer einzusetzen gesucht haben, denselben auch den päpstlichen Stuhl erblich hinterlassen.“

Dieser Florentinischen Geschichte, nebst dem Buche vom Fürsten, und den Diskursen, stellt derselbe Clemens, honesto Antonii (so hieß der Drucker) desiderio annuere volens, ein Privilegium aus, in welchem allen Christen bei Strafe der Exkommunikation, den päpstlichen Unterthanen noch überdies bei Konfiskation der Exemplare, und 25 Dukaten Strafe, verboten wird, diese Schriften nachzudrucken.

Zu erklären ist dies allerdings. Die Päbste und die Großen der Kirche betrachteten selber ihr ganzes Wesen lediglich als ein Blendwerk für den niedrigsten Pöbel, und, wenn es seyn könnte, für die Ultramontaner, und sie waren liberal genug, jedem feinen und gebildeten Italienischen Manne zu erlauben, daß er über diese Dinge eben so dächte, redete und schriebe, wie sie selbst unter sich darüber redeten. Den gebildeten Mann wollten sie nicht betrügen, und der Pöbel las nicht. Eben so leicht ist zu erklären, warum späterhin andere Maaßregeln nöthig wurden. Die Reformatoren lehrten das deutsche Volk lesen, sie beriefen sich auf solche Schriftsteller, die unter den Augen der Päbste geschrieben hatten,

Das Beispiel des Lesens wurde ansteckend für die andern Länder, und jetzt wurden die Schriftsteller eine furchtbare, und eben darum unter strengere Aufsicht zu nehmende Macht.

Auch diese Zeiten sind vorüber, und es werden dormalen, zumal in protestantischen Staaten, manche Zweige der Schriftstellerei, z. B. philosophische Aufstellung allgemeiner Grundsätze jeder Art, gewiß nur darum der Censur unterworfen, weil es so hergebracht ist. Da sich nun hiebei findet, daß denen, welche nichts zu sagen wissen, als das, was jedermann auch schon auswendig weiß, in alle Wege erlaubt wird, so viel Papier zu verwenden, als sie irgend wollen; wenn aber einmal wirklich etwas neues gesagt werden soll, der Censor, der das nicht sogleich zu fassen vermag, und vermeinend, es könne doch ein nur ihm verborgen bleibendes Gift darin liegen, um ganz sicher zu gehen, es lieber unterdrücken möchte; so wäre es vielleicht manchem Schriftsteller vom Anfange des neunzehnten Jahrhunderts in protestantischen Ländern nicht zu verdenken, wenn er sich einen schicklichen und bescheidenen Theil von derjenigen Pressfreiheit wünschte, welche die Päbste zu Anfange des sechszehnten ohne Besdenken allgemein zugestanden haben.

---

III.

Aus der Vorrede zu einigen ungedruckt  
gebliebenen Gesprächen über Vaterlands-  
liebe, und ihr Segentheil.

— —

Innerhalb dieser Beschränkungen nun, welche die Gerechtigkeit und die Billigkeit erfordern, könnten uns, sollte ich denken, jene sehr wohl erlauben, daß wir ohne Scheu sagen, was sie selber sich nicht scheuen in wirklicher That zu thun; indem ja offenbar die That, welche auch ohne unser Sagen ohne Zweifel in die Augen fallen wird, ein weit größeres Ärgerniß anrichtet, als unser nachheriges Sagen von der That. Und obgleich durchaus nichts verhindert, daß diejenigen, welche von Amts wegen die Aufsicht über den öffentlichen Bücherdruck führen, für ihre Personen zu einer von den beiden Dermalen im Streite liegenden Hauptpartheien in der Geisterwelt gehören, so können sie doch das Interesse dieser ihrer Parthei nur sodann wahrnehmen, wenn sie etwa selbst einmal als Schriftsteller auftreten sollten; als öffentliche Personen aber haben sie gar keine Parthei, und sie müssen dem Verstande, der ohnedies weit seltner bei ihnen das Wort nachsucht, denn der Unverstand,



Dasselbe eben sowohl geben, wie sie dem letztern täglich erlauben, nach aller Lust seiner Nothdurft zu pflegen; keinesweges aber sind sie befugt, irgend einem Töne deswegen zu verwehren, laut zu werden, weil er an ihre Ohren fremd und paradox anschlägt.

Geschrieben zu Berlin, im Julius 1806.

---